

## Book review

**Christian Kläui:**

**Psychoanalytisches Arbeiten. Für eine Theorie der Praxis**

Bern: Verlag Hans Huber, Hogrefe AG; 2008. 233 Seiten, CHF 33.90, ISBN 978-3456845901.

Im Verlauf von 22 Kapiteln, die thematisch fünf kardinalen Teilen zugeordnet werden, unternimmt hier ein bereits durch andere Veröffentlichungen eingeführter erfahrener Psychoanalytiker und Psychiater den Versuch, psychoanalytisches Arbeiten auf seine Grundbedingungen hin zu befragen und in seiner Essenz auszuleuchten. Möglicherweise ist dieses Buch eine Art von «Summa» seiner bisherigen Arbeiten.

Teil I umgreift persönliche grundsätzliche Darstellungs- und Meinungs-Positionen des Autors. Teile II–V «folgen in groben Zügen dem Gang einer analytischen Behandlung in der chronologischen Zeit: ... Anfang, Phasen der kritischen Wendung, ... Durcharbeiten und Ende» [S. 11].

Stets in greifbarer Fühlung zur Praxis und damit zum menschlichen Gegenüber – stets aufmerksam hinhörend, stets ereignisnah ausgerichtet und dabei eigene Befindlichkeit einbeziehend –, lässt der gesamte Duktus dieses Buches beim sich einlassenden Leser sowohl eine Atmosphäre grossen Respekts vor dem Patienten entstehen wie auch ein nachwirkendes Innehalten und Zusammensein mit der Subtilität des schreibenden Autors selbst.

Im Folgenden verwende ich anstelle des vom Autor begründeten Begriffes «Analysant» das eingessenerere Wort Patient, um dem therapeutischen Buchgehalt Rechnung zu tragen.

Im Vergleich etwa zum zweibändigen Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie von *Thomä und Kächele* (1996) – in seiner theoretisch und empirisch informativen Weite immer noch deutschsprachig exemplarisches Standardwerk – liegt hier der gewählte Schwerpunkt trotz des generalisierenden Titels nicht in der Darstellung eines prozessual «linear» verfolgten, «systematisierbaren Ganzen» [S. 11] dessen, was «psychoanalytische Klinik und Theorie» insgesamt ausmachen könnte. Erstrangig geht es *Kläui* also nicht um ein didaktisches Buch, kaum auch um eine Vermittlung therapeutischer Techniken oder Strategien. Er misstraut diagnostisch-klassifikatorischen Einschachtelungen, steht einer gesundheitspolitischen Funktionalisierung therapeutisch standardisierter Störungsbeseitigung kritisch gegenüber.

Es geht ihm um etwas Intimeres, nämlich um ein hinter all das zurücktretendes Erhellen der fundamentalen Wirkprinzipien von Sprechen und Hören an sich. Damit bewegt er sich an der diskreten Nahtstelle, die – sich stetig verändernd –

sich zwischen Patient und Therapeut auftut und deren aufmerksames Erstasten die Möglichkeit erschafft, dem Patienten innewohnende unbewusste Wiederholungsmuster wertfrei zur Sprache zu verhelfen und dessen Suche nach eigenem Verständnis «zum Gedeihen zu bringen» [S. 18f.].

Differenzierend elaboriert er z.B., dass bereits das Zuhören des Therapeuten einer eingewohnten, getroffenen oder zu treffenden Wahl unterliegt, ob er Gehörtes auf ein verwertbares Einordnenkönnen in diagnostische Kategorien hin befragt und auffasst oder als eine individuell jeweils hochspezifische und suchende Annäherung versteht, die Leiden und Hoffen innerhalb der patienteneigenen Konfliktualität vernehmbar werden lässt.

Oder er substanzialisiert etwa den oft peripher als formalen Verhaltensmodus angeeigneten Abstinenzbegriff zur Funktionsqualität einer inneren Haltung, die den verborgenen Erlebnisraum des Patienten für dessen eigenes Selbstbefragen öffnet und ihm somit «die Erfahrung der Existenz des Unbewussten» ermöglicht [S. 48]. Das heisst: Abstinenz ist für Kläui zwar unbedingtes Einfordern von Offensein, nicht jedoch ein technisches Verfahren, dessen «Schweigeraum» irgendwie im Dienste latenter Anerkennungsbedürfnisse des Therapeuten selbst zu stehen hat.

Auch der entscheidungsschwierige, notgedrungene Abstinenzverzicht wird kommentiert, der unanalytisch eingreifendes Handeln nahelegt, allenfalls erzwingt.

Bereits solche Beispiele belegen das – wörtlich – umsichtige Wachsein des Autors.

Seine nuancierende Art von Auslegen durchzieht nun alle Kapitel: Es ist die Rede vom oszillierenden Einfühlen zwischen Verstehen und Nichtverstehen, dessen spontan-naives Überspringen gerade unser offenlassendes Weiterbefragen verschliessen kann. Er richtet den Blick auf unser überhörendes Hören – auf Facetten unseres Eingemommenseins und Verführt-werden-Könnens, wo das hinter der Mehrdeutigkeit, Ungereimtheit, Lückenhaftigkeit aufschimmernde eigentlich Gemeinte gerade dann verpasst wird, wenn wir davon überzeugt sind, es selbstredend doch immer schon erkannt und verstanden zu haben.

Mit kasuistischen Beispielen spannt der Autor unablässig den Bogen zur Beziehungskonkretheit des Arbeitsraumes. Als unsichtbar beisitzende Leser erfahren wir sich entwickelnde Therapiepassagen, gelegentlich solche, die nur aufgrund eines vom Analytiker wiederholten Wortes neue Bewegung in den Prozess hineinbringen. Dann wiederum hören wir mit, wie ein vom Patienten achtlos eingeworfener Begriff durch sein Aufgreifen zu unerwarteter Bedeutung emporwächst.

Andauernd jedenfalls bleiben wir dabei Zeugen einer in unserem Sehen und Hören gründenden und vorgeführten Sinnsuche, die

den Patienten zu enttabuisiertem Sprechen hinzulernen vermag.

Solch aufschlussreiches Hinterfragen von Mehrdeutigkeit und Vieldeutigkeit oder scheinbar Unauffälligem kann allerdings auch in ein Dilemma geraten, wie das am «Spezialfall Psychosomatik» [S. 139ff.] abgehandelt wird, wo wir im 14. Kapitel aufschlussreich und originell auf den Habitus «versteinerter Identität» verwiesen werden. Eigene Konfliktualität wird dort nicht mehr als spannungsreiches inneres Zerklüftetsein erlebt, als Risse und Kontroversen im eigenen Innern, sondern ist zur scheinbaren(!) Geschlossenheit einer Persönlichkeit ungreifbar amalgamiert, verschmolzen. Psychosomatische Phänomene stehen der Wortsprache nämlich radikal anonym entgegen, indem sie – unvernetzt mit der eigenen Psyche – als «quasi natürlicher Status» für sich allein dahinexistieren, «sinnlos, fraglos, stumm, real». Ihr sprachlich-hermeneutisches Erschliessen vermag oft erst im Erkennen der zeitlichen Nähe ihres Erwähnens zu benachbarten Aussagen zugänglich werden (Beispiel S. 142f.: Körperkontakt → Ausschläge).

*Kläuis* psychoanalytischem Auskundschaften steht als wegwundiger Vergil neben Freud und wenigen anderen Autoren immer wieder die inspirative Denksicht von *Lacan* zur Seite. Das sich wiederholende Relativieren des Autors führt nie zur oft angetroffenen Entleerung des Ausgesagten, sondern zur Bereicherung eines neuen, sich spiralartig verändernden Hören- und Sehenkönnens für den Patienten genauso wie für den Leser. Dieses In-Bewegung-Halten ist nicht bloss signifikant für die Psychoanalyse, sondern ebenso für die Art des lebendigen Redens quer durch dieses Buch hindurch.

Ein referierendes Vorstellen und Eingehen auf sämtliche gehaltvoll dichten Textkapitel sprengt bei weitem einen Buchbesprechungsrahmen. Das Buch sollte deshalb gelesen werden und verführt bei dieser Gelegenheit ganz wie von selbst, wiederlesend benützt zu werden.

Kleine, fragende Endnote: Genuin psychoanalytischer Kernsubstanz begegnet man auch in heute überwiegend gebräuchlichen niederfrequenten, fokalisierend-analytischen Therapien, die sich verbindlich am psychoanalytischen Grundset orientieren. Der Titel «Psychoanalytisches Arbeiten» hätte dieser bekannten Tatsache entschieden positiver Rechnung tragen dürfen. Trotz seiner fast beiläufig grundsätzlichen Anerkennung auch kurztherapeutischer Arbeitsweisen stösst man beim Autor diesbezüglich auf eine Art von vorsichtiger Reserviertheit, «Sparsamkeit» oder gar ängstlicher Zurückhaltung. Weshalb?

*Alfred Jordi, Basel*